



Oft Melancholie in der Stimme: Claas P. Jambor spielte mit seiner Band bei „Rock in the Ruins“ in Forchtenberg. (Foto: Thomas Schmid)

Capewalk, Claas P. Jambor und Day of Fire bei „Rock in the ruins“ in Forchtenberg

Feuerzeuge zum Herzschmerz-Lied

Von Thomas Schmid

Die Burg ist voll. Am vollsten ist es vor der Bühne. Die Hände werden dort in die Höhe gerissen – und der Rest des Körper hüpfert meist gleich hinterher. Josy, den Frontmann der Gruppe Capewalk, freut es. Über zu wenig Publikumsresonanz konnte sich am Samstagabend bei „Rock in the Ruins“ keine Band beklagen.

Die Zuschauer in der Forchtenberger Ruine sind jung. Meist kaum älter als 16 oder 17 Jahre und begeistertungsfähig. Capewalk steht gerade auf der Bühne. Als ob das Publikum noch extra angeheizt werden müsste, fordert Sänger Josy beim Song „Actually“: „Laßt uns zusammen singen!“ Der Text sei einfach, fügt er hinzu: „Also, Ihr singt einfach nur: Actually!“ Dann der unvermeidbare Zuschauercontest: „Welche Seite ist lauter?“

Von schnulzigem Pop bis modernem Rock, von Keyboardmelodie bis Gitarrenwand, vom Schrei bis zum „Psst“ – die fünf Jungs von Capewalk bieten Abwechslung und haben das junge Publikum fest im Griff. Vielleicht auch, weil manche Stücke zielgruppenorientiert zu sein scheinen: „13“ etwa sei „ein Song für alle, die 13 sind“, kündigt der Frontmann an. „Ein Song über die Zeit, in der alles anders ist.“ Zum Abschluss ihres Konzerts spielen sie noch zwei Coversongs. Damit geht auch gleichzeitig der letzte Auftritt von Capewalk bei „Rock in the Ruins“ zu Ende: Die Gruppe wird sich Ende des Jahres auflösen.

Kein Wunder also, dass die Zuschauer mehr hören wollen. Doch: „Es ist leider keine Zugabe drin“, sagt eine Helferin. Stattdessen kommt bald darauf Claas P. Jambor auf die Bühne. Er beginnt ruhig: mit

einem Stück, das alleine mit seinem Keyboard singt. Aber auch mit Bandunterstützung ist es insgesamt weniger lebhaft als bei Capewalk: etwas weniger verzerrte Gitarren, weniger temporeiche Stücke, oft Melancholie in der Stimme. Über „Flower in the Desert“ sagt er zum Beispiel selbst: „Das ist jetzt ein bisschen Herzschmerz.“ Schnell geht eine Handvoll Feuerzeuge an.

Als letzte Band greifen Day Of Fire kräftig in die Seiten. Das Quintett aus Amerika spielt die rockigsten und schnörkellosesten Songs des Abends. Auch diese Musiker reißen das Publikum problemlos mit. Vor allem Sänger Josh Brown tobt über die Bühne, während er hektisch in sein Mikrofon brüllt. Dass er von Liebe und dem Reich Gottes erzählt, weiß man eigentlich nur deshalb, weil er das zwischen den Songs immer wieder ankündigt.